

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 16 (1912)

**Artikel:** Die Stadt am See [Fortsetzung]  
**Autor:** Matthey, Maja  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571648>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

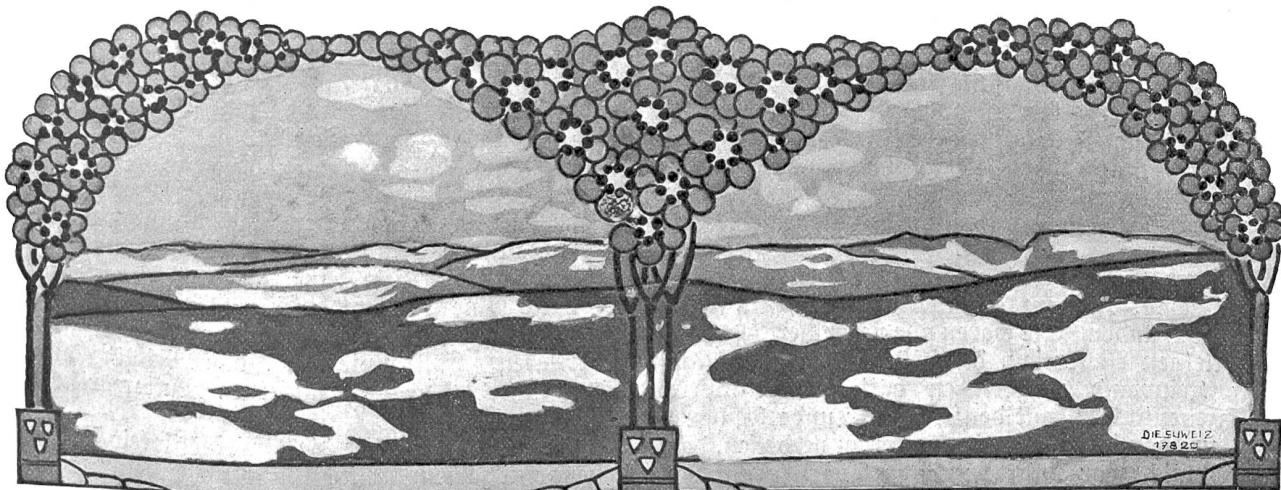
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Februar

Bläulich dämmert am Hügel hinab zum See  
Matten Schimmers im Schmelzen der weiche Schnee,  
In den Nebeln gestaltlos wie bleiche Träume  
Schwimmen vielältige Kronen erstorbener Bäume.

Aber durchs Dorf, durch alle schlummernden Gassen  
Wandelt der Nachtwind, schlendert lau und gelassen,  
Rastet am Zaun und läßt in den dunklen Gärten  
Und in den Träumen der Jugend Frühling werden.

Hermann Hesse.

## Die Stadt am See.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

### III.

Die Sonne fiel hell durch die weitgeöffneten Fenster und Türen in das Totenzimmer Weißlings. Der Zugwind, der durch die einander entgegengesetzten Öffnungen blies, verscheuchte den Totengeruch und den süßlichen Blumenatem. Der Doktor Arnold stand mitten im Zimmer und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Neben ihm stand Antonio Vanni und las von einer Papierfläche ab, welchen Erlös seine Habseligkeiten erzielt hatten. „Eine schöne Summe!“ prahlte er. „Soviel Geld hat Weißling, solange er lebendig war, nie beisammen gehabt!“

Eine Art von Zynismus bemächtigte sich Antonios, eine Grausamkeit im Ausdruck, die aus dem Mitleid kam, das er für den Toten empfand.

„Ich beneidete ihn um seinen Ruhm, um die Artigkeiten, die er von den Frauen in größerem Maße empfing als ich, und dachte nicht daran, welche Zwiespältigkeit in seinem Leben war.“ Er pfiff durch die Zähne. „Die Armeleutekost wollte ihm nicht mehr die Kehle hinunter, die er sich aus seinem Verdienste leisten konnte...“ Der Armeleutegeruch, der seine Wohnung mit dem Dunst von billigem Fett und rauchendem Petrolofengeruch anfüllte, ekelte ihn an... Ich weiß, wie es mir erging, als ich zu ihm hinaufstieg, um ihm die Totenmaske abzunehmen...“ Antonio schlug sich die Hände im Schmerz vor sein Gesicht.

„Seine Feder wurde vom Museum erworben,“

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

sagte Arnold. „Seine goldene Feder, mit der er Noten und Hymne auf das Leben geschrieben hat! Die Stadt weiß ihre Toten zu ehren. Das hat sie bewiesen durch den Ankauf der Feder, durch den Kranz von Tuberosen, den sie ihm mit ins Grab gab... Der Lebenden sind zuviel, die mit Geist handeln, Worte in Sätze und Gedanken in Reime bringen. Darum kann sich die Stadt nicht kümmern...“

„Er wollte auch nicht in seine Heimatgemeinde gehen, als seine Geldverlegenheiten sich mehrten wie Schwämme nach einem Regentage. Er wollte in unserer Stadt bleiben, die er lieber als seine Heimat hatte,“ rief Herr Burger den beiden zu.

Kurzatmig und pustend nahm er die zwei letzten Stufen der Treppe auf einmal, um den Freunden schneller zu erzählen, was über Weißling gesagt wurde. Er hatte noch den Zylinderhut auf dem Kopfe, darum ein breiter Flor gezogen war. Der rutschte ihm auf die Seite bei dem Sprung über die letzten Treppenstufen und saß ihm schräg auf dem Ohr. Er hielt eine Zeitung in den Händen.

„Da werden Weißlings Werke aufgezählt. Da wird ihm ein Nachruf gehalten. Da wird eine Oper von ihm angekündigt,“ sagte er laut und aufgeregt von dem plötzlichen Tode Weißlings, über den er sich nicht beruhigen konnte. Er war in seinem Hause Gast gewesen, und er hatte ihn gerne gehabt.

„Über ein Jahr mußte unser Freund auf diese

Antwort warten," flüsterte Arnold. „Nun kommt sie zu spät, um ihm noch zur Freude zu werden. Nun ist er über dem Warten ein Stiller geworden...“

Die Männer sahen sich in dem Raum um, darin Weißling gestorben war, ohne jemandem vorher von seiner Not zu sprechen. Das Zimmer war vierzig und hatte ein Fenster, das auf einen Garten hinausging, der zum Nachbarhause gehörte. Aus dem Garten tönten Kinderstimmen und lustiges Lachen. In dem Zimmer hing kein Bild mehr an den Wänden. Sie waren alle versteigert worden, die kleinen Malereien, die schöne Frauen für ihn auf Leinwand aufgetragen hatten, die großen Skizzenentwürfe, mit denen ihn Freunde beschenkt hatten, um damit das Tapetenmuster zu verdecken, das gewöhnlich war und Weißlings Augen mißfallen hatte. Alle die kunstvoll geschnittenen Tischchen, Stühle, Schrankchen und Truhen, die den Raum ausgefüllt und wohnlich gemacht hatten, waren daraus fort, in fremde Hände gekommen. Es war nichts zurückgeblieben als das Bett, das nicht ihm gehörte und darauf er seinem Leben ein Ende gemacht... Trotz dem heißen Nachmittag begannen die Männer von innen heraus zu frösteln, sich über ihre gleichgültige Art zu entsezen, die einen Begabten hatte verderben lassen, der ihr Freund war, der ihnen die Hand gedrückt und sie lächelnd getäuscht hatte über seine Sorgen, über seine Not, über die Unausgeglichenheit seines Daseins.

„Bei uns ist alles Geschäft!“ sing Antonio Vanni zu spotten an. „Was nicht Geschäft ist und etwas einträgt, wird von uns nicht ernst genommen...“ Er stellte sich breitbeinig vor Arnold und Burger hin, die Daumen in die Achselhöhlen geschoben.

„Der lebende Weißling galt bei unsrnen Damen viel. Wie werden sie den Toten beweinen und die Zeitung abonnieren, darin sein Leben, seine letzten Gedanken gedruckt erscheinen!“ Er hielt inne. „Das ist roh,“ entschuldigte er sich. „Ich weiß es; aber es ist wahr. Vor dem Tode hält der Schein nicht stand.“

„Es ist so,“ antwortete Burger geprägt. „Wir verkümmern unter dem Schein. Er nutzt unsre Seelen ab und macht uns gleichgültig.“

„Wir schließen unsre Augen zu vor der Wahrheit,“ sprach Arnold müde und stützte sich mit dem Rücken gegen die fahle Wand.

„Ich lasse Häuser bauen,“ sagte Burger, „die sehen aus, als wären sie aus Stein und für die Dauer gebaut und werden für Steinhäuser ausgegeben und sind gebogene Erde, ich habe nicht den Mut zu sagen, aus was sie gebaut sind, und lasse es geschehen, daß sie einen falschen Namen tragen!“ In Burgers Gesicht zuckte und arbeitete es. Allerlei Gedanken kamen ihm, und Wünsche, die er seit langem niedergerungen hatte, wurden wieder wach.

„Ich modellierte,“ sprach Antonio Vanni laut und fügte leise hinzu: „Und lasse mich Meister nennen und bin ein Anfänger in der Kunst, Seele in ein Antlitz zu meißeln...“

Arnold rutschte unruhig an der Wand hin und

her. „Ich scheine ein Wohltäter zu sein und gelte für einen makellosen Mann...“ knirschte er mit klangloser Stimme hinter seinen Zähnen, sodaß der Schall nicht nach außen kam.

„Weißling hat seine Seele gegeben!“ rief Burger. „Er ist zugrunde gegangen!“ Er zerriß das Zeitungsblatt mit dem Nachruf und der Ankündigung in Tezzen und warf die Stücke zum Fenster hinaus. „Er hatte keine Mutter,“ flüsterte er. „Er hatte keine Mutter,“ wiederholten die andern und versuchten sich so des Freundes Verzweiflung zu erklären. Es konnte sein, daß Weißling aus Mangel an Liebe, aus Mangel an Mutterzärtlichkeit verzweifelt war.

„Seine Mutter hätte die Zwiespältigkeit seines Lebens mit zartem Mutterinn ausgeglichen,“ sagte Arnold.

„Diese Seele war wie ein kostbares und feines Saitenspiel; sie bedurfte der Liebe einer Mutter, um die Rauhheit des Lebens zu ertragen. Das Lächeln einer Mutter, das sanfte und gütige, hätte ihm geholfen, über die Enttäuschungen sich hinwegzusezen, und das gläubige Zutrauen einer Mutter hätte ihn stark und mutig gemacht!“ Es war Antonio Vanni, der in so schönen Worten den Wert einer Mutter pries.

„Wir Männer verstanden es nicht, ihm etwas zu sein,“ sprach Burger. „Und andere Weiber! Bah, wenn ich an die meinen denke!“ Er drehte sich auf seinem Absatz herum, um diese Vorstellung loszuwerden. „Er hatte keine Mutter,“ sprach er noch einmal nach, als hätte er das Wirken der seinen im Geiste dankbar aufs neue nachempfunden. Eine Träne glitt ihm durch die Wimpern hindurch und sänftigte ihm die erregte Stimmung, in der er sich befand, seit er von dem Tode Weißlings gehört und sich nicht erklären konnte, wieso das geschehen war.

Von unten herauf ertönte eine scharfe Stimme, die ein paar Scheuerfrauen befahl, das Zimmer des Toten in Ordnung zu bringen. Die Männer gingen eilig die Treppe hinunter ins Freie. Dort standen ihre Frauen und warteten auf sie. Frau Arnold hatte ihren Arm um Frau Burger gelegt, und Therese hielt Virginia an der Hand. Sie hatten Trauergewänder angezogen, die gleichen, die sie zu Weißlings Beerdigung getragen hatten. Lange Kreppenden fielen von ihren Hüten herab, ihnen über die Schultern. Wenn der Wind hineinführte, bauschten sie sich auf und nahmen die Form einer Schwinge an, sodaß es aussah, als rauschten schwarze Schwäne daher. Burger verbiss mit Mühe ein Lachen über die Neuheitlichkeit der Frauen, mit der sie ihre Trauer zur Schau trugen.

„Wir wollen auch Weißlings Zimmer sehen,“ riefen sie im Chor und drängten sich dicht um die Männer.

„Geht hinauf!“ wurden sie von ihnen beschieden. Antonio Vanni wollte sie zurückhalten.

„Lassen Sie die Frauen gehen!“ wehrte Burger. „Ihre Neugierde ist aufgestachelt durch das Geschwätz, das überall feilgeboten wird. Da mögen sie selbst sich überzeugen.“

Frau Burger eilte voraus, von der Freude am Sensationellen getrieben. Eine Welle Wasser flutete ihr entgegen, und der Geruch von scharfer Seifenlauge zwang sie, den Atem einzuhalten. Sie hörte, wie Putzlappen über den Eimern ausgewunden wurden und Scheuerbürsten über die Holzdielen kratzten. „Wie rücksichtslos!“ rief sie mit hochgezogenen Brauen und hob ihre Röcke auf. „Sie hätten damit warten können noch einen Tag oder eine Woche, bis alle Weißlings Zimmer gesehen hätten.“

Frau Arnold zuckte mit den Achseln. Sie langte als letzte wieder im Freien an und hielt standhaft die schadenfrohen Blicke der Männer aus.

„Wie war es oben?“ fragte Arnold. „Erzählen Sie es uns, Fräulein Therese!“

„Die Scheuerfrauen waren da, und so mochten wir nicht hineingehen.“

„Es ist auch nichts darin zu sehen,“ tröstete er. „Seine Sachen sind alle versteigert worden, die Feder, die Tinte, das Manuskript, darauf er die Hymne auf das Leben in zierliche Noten gesetzt hat: alles wurde verkauft und fand Liebhaber!“

„Das ist Wirklichkeit,“ sagte Frau Arnold.

„Ja,“ flüsterte Antonio Vanni, „das war Wirklichkeit.“ Er trat an die Seite der Frau Arnold, die ihm wohlgefiel, auch jetzt, in dem dunkeln Trauergewande.

„Es ist Wahrheit!“ antwortete sie. „Die adelst und befreit! Der Pomp an seinem Grabe, der war falsch; der stand nicht im Einklang mit seinem Sterben; da war kein Zusammenhang herauszufinden mit den Linien, die um seinen Mund gezogen waren von der Not, von dem Leiden, das ihn in den Tod getrieben hat und von dem wir nicht wissen, ob es ein äußerliches Elend, ob es eine innere Qual oder beides zusammen war...“

Antonio Vanni war erstaunt über die Gedanken von Frau Flavia, die er nicht erwartet hatte von ihr zu hören. „Sie haben eine feine Seele,“ sagte er, „eine andere als Ihre Freundin.“ Er deutete auf Frau Burger, die mit ihrem Manne einen Zank vom Zaune brach.

„Wie rücksichtslos, wie pietätlos!“ zankte Frau Burger. „Die Feder, die Tinte, das Manuskript zu versteigern!“

„Findest du?“ antwortete ihr Mann. „Warum hast du dir seine Noten geliehen, anstatt sie zu kaufen?“

„Musikstücke kaufst man nicht; die sind wie Gedichtbücher!“ entrüstete sie sich. „Dazu ist das Leben zu teuer!“ Sie raschelte mit ihren Seidenrüschen und ließ die Steine in ihren Ohrgehängen blitzen.

„So etwas fällt nur Virginia ein,“ sagte Therese und zupfte die Freundin an einem der langen Kreppenden. „Die kauft alle Bücher, die sie lesen will, und leiht keine aus, und mit der Musik geht sie noch geiziger um. Da darf man sich keine einzige Melodie abschreiben, keinen einzigen Notenkopf, nicht um gute Worte, nicht um ein Stich- oder Häkelmuster!“

„Das ist unverzeihlich,“ spottete Burger. „Sag,

Freund Arnold, gibst du deiner Tochter soviel Geld?“

„Sie ersetzt mir im Büro einen Schreiber; dafür bezieht sie eines Schreibers Lohn,“ antwortete Arnold.

„Die Männer werden langweilig, wenn sie anfangen, von Geschäften zu reden,“ fiel Frau Burger hastig ein. Sie konnte es nicht vertragen, wenn von andern Frauen in ihrem Beisein gesprochen wurde oder die Aufmerksamkeit sich auf diese und von ihr ablenkte. Sie gesellte sich zu Frau Arnold, die mit dem Bildhauer vorausgegangen war. Langsam folgten die Männer. Virginia hielt sich dicht an ihres Vaters Seite.

„Da stehen meine Häuser,“ sagte Burger und deutete auf eine Straße hin, die im Entstehen war. „Alle sind prunkvoll und mit Phantasie verschönert und verziert. Ein Zuckerbeet kann seine Torten nicht geschickter backen. Da stehen meine von mir gepflanzten Häuser und scheinen, was sie nicht sind — dauerhaft und aus Stein gebaut. Den Verpuß daran frisbt der Biswind weg und wäscht der Regen ab, und wenn sie zehn Jahre lang gestanden haben, ist nichts mehr von dem Geschöpf übrig als ein Kleklein, um anzusehen, wo der Verpuß geprunkt hat. Das Leben und der Aufwand zum Leben haben mich gezwungen, Logik und Geschmaak nach dem Gehirn meines Auftraggebers zu richten.“

„Sie sehen wirklich aus, als wären sie aus Stein gebaut,“ sagte Arnold.

„Das ist Schein,“ antwortete Burger rauh. „Das ist Lüge! Sie sind aus Mischmasch zusammengepappt, aus einem Brei, den findige Köpfe so anzuhören verstehen, daß er sich verhärtet und aussieht, wie Stein!“

Arnold mußte sich zusammennehmen, um nicht laut über den Ärger seines Freundes zu lachen. „System Grundbäcker! Burger, seit wann plagen dich deine alten Träume?“

„Die Zeit könnte ich dir nicht angeben, wie man eine andere Zeit bestimmen kann. Ich glaube, ich habe sie nie ganz vergessen und werde sie träumen bis an das Ende meiner Tage!“ sagte Burger.

„Ein Haus aus Stein,“ sprach Arnold, „ein wirkliches Steinhaus, das könnte mir gefallen. Wenn ich dazu das Geld hätte, meine Virginia sollte ein solches Haus haben!“

Der Architekt faßte den Gedanken auf. Die Aussicht reizte ihn, ein Haus bauen zu können, bei dem kein Schein das Auge blendete oder täuschte. „Ein Haus,“ rief er mit Begeisterung, „dessen Stein wirklicher Stein ist, wie er aus den Felsen gebrochen wird, nicht aus Similistein, nicht aus Brei, nicht aus gebackener Erde gebaut, ein solches Haus zu zeichnen, das nichts scheint, als was es ist, das ist der Wunsch meines Lebens!“ Er zeichnete mit ein paar Linien ein festes Gefüge in die Luft, das seinem inneren Auge klar sichtbar blieb. Virginia folgte den Bewegungen, die seine Finger machten. Auch ihr prägte sich die Form ein. „Es wird breit und niedrig sein und an einer Seite einen Aufbau haben,“ sagte sie.

„Der kommt in die Mitte,“ berichtigte Herr Burger. „Der kommt dorthin, wo die Aussicht am schönsten sich bietet!“

„Vater, ein solches Haus!“ bat Virginia.

„Ich schenke dir den Plan, Arnold, und berechne nur meine Auslagen. Die Freude, meinen Lebenswunsch erfüllen zu können: einmal ein Haus zu bauen, das nicht für die Rentabilität, nicht für den Verkauf erstellt wird, ein Haus ohne Schein, das erquickt mich mehr als ein Gewinn; das macht mich wieder jung im Denken. Ja, wahrhaftig, Arnold, das gibt mich mir selbst zurück, den Idealen meiner Jugend!“ Er hatte sich warm geredet und war voller Begeisterung für den Plan, sodaß er Arnolds Zurückhaltung nicht bemerkte.

„Mein Vermögen ist beschwert,“ zögerte der, „und mein Kredit!“ Allerlei Befürchtungen waren in der Seele des Doktor Arnold aufgestiegen.

„Ich baue es deiner Tochter! Wir werden miteinander auskommen, das Fräulein Virginia und ich,“ sprudelte der Architekt hervor, voller Ungeduld über die unsichere Art des Freundes.

„Ja,“ rief das Mädchen leuchtenden Auges. „Bauen Sie es für mich!“

Sie sollte ein Häuslein haben, darin die Wahrheit Meisterin war, darin sie nach ihrem Geschmack ihr Leben einrichten konnte, ein Häuslein, darin und daran kein Schein sich breitmachen durfte! Das Mädchen fand keine Worte mehr, um ihrer Freude Ausdruck zu verleihen. Sie mußte die Hand aufs Herz legen, so heftig begann es zu pochen, zu arbeiten und zu stürmen. Eine Vorstellung jagte die andere, wie Wolken vom Sturmwind über einen Frühlingshimmel getrieben werden, bald einzeln wie Flöcken und Federbüschle, bald zusammengeballt zu mächtigen Leibern, zu Rissen und Bergketten und wieder auseinandergejagt und einzeln eingetaucht in den Sonnenatem, der golden aus dem Mund der Sonne Erde und Himmel bestrahlt. Sie sollte ein Häuschen haben! Die Idee fing an, Gestalt zu bekommen bei ihr und Wurzeln zu schlagen in ihrem Herzen.

„Die Mutter hat ein Stück Land am Berghang,“ sagte Virginia.

„Ist das nicht zu einsam? Das von der Stadt entfernte Land?“ fragte Arnold.

„Dort wäre es schön,“ antwortete das Mädchen. „Von dort sieht man weit ins Land und sieht auf das Wasser und über die Höhenzüge hinweg in den Himmel. „Mutter,“ rief sie, „Mutter, der Vater läßt mir ein Haus bauen auf deinem Lande!“

Frau Arnold blieb stehen und wartete, bis die andern sie erreicht hatten.

„Im Rathenwiesli,“ sagte sie. „Im Rathenwiesli?“ Sie begann zu sinnieren, als sie den Namen ausgesprochen hatte. Eine versunkene Herrlichkeit tat sich ihr plötzlich auf; von einem verborgenen Schatz wurde die Hülle fortgezogen, die Jahre — und was in Jahren geschah — darüber gewoben hatten.

„Gehen wir ins Rathenwiesli,“ beschloß der Architekt. „So sehn wir, ob der Platz s. ch eignet.“

Es war ihm, als wäre jede Verzögerung bei der Ausführung des gefaßten Planes ein Raub an etwas Köstlichem, das er immer versteckt hielt, zurücksehete und sich fast aus dem Sinn geschlagen hatte über den Sorgen um das Leben, für den Tag, für den Luxus, den seine Familie vom Leben erwartete. Nun quoll es wild in ihm empor und unbändig, wie ein vom Zwang befreites Wasser. Er sah die Möglichkeit vor sich, den Wunsch seines Lebens sich zu erfüllen. Nun wollte er keinen Augenblick mehr an etwas anderes verlieren.

„Wir müssen mit dem Tram zur Stadtgrenze fahren. Von dort ist es eine halbe Stunde Wegs,“ sagte Arnold.

Die beiden Fräulein waren für den Gedanken eingenommen, ins Rathenwiesli zu gehen, und Antonio Vanni sprach den Namen so drollig aus und versuchte ihn scherhaft zu deuten, sodaß eine heitere Stimmung alle ergriff und Frau Burger ausgelassen den Kondukteur eines herbeifahrenden Trams nach dem Rathenwiesli fragte. Der konnte ihr keine Auskunft geben und betrachtete die fröhliche Trauerversammlung mit schlauen Blicken.

„Denen ist eine Erbschaft zugefallen,“ meinte er zu seinem Nebenmann und deutete auf die langen Kreppenden der Frauen und das lachende Gesicht der Frau Burger. „Denen sitzt die Trauer am Gewand und der Geldbeutel statt der Tränen im Herzen.“ Der andere zuckte die Achseln. „Kann sein, kann auch nicht sein. Mich geht es nichts an, wie's die andern treiben,“ philosophierte er. „Ich habe die Meinen daheim. Von denen wünsche ich keins in die Erde, nicht um hunderttausend Franken!“ Er räusperte sich, zog das Nasstuch heraus, schneuzte sich und ging, um die Coupons unter den Fahrgästen zu verteilen. Er kam auch zu den Arnolds und erkannte den Doktor Arnold und seine Frau. Da freute es ihn, daß er dem Kondukteur nicht recht gegeben hatte; denn den Arnolds war niemand gestorben, und das waren wohlgeachtete rechtliche Leute, die wegen einer Erbschaft den Anstand nicht vergaßen. Er beschloß, den Kondukteur bei einer passenden Gelegenheit darüber aufzuklären.

Sie fuhren die Stadt hinauf und höher hinaus, bis dorthin, wo die Tramschienen aufhörten und kein Drahtnetz mehr gespannt war. Ein steiler Weg führte sie ins Hügelige hinein, vorbei an Gruppen von Obstbäumen, bis zu einer Waldung, die nach der Stadt und dem See zu ein grünes Biered ab schließt. Das hing wie ein verlorenes Blumenfeld an dem Hügel und lief nach dem Wald zu breit aus.

„Das ist das Rathenwiesli!“ erzählte Frau Arnold. „Einmal hat in seinen jungen Jahren mein Vater hier oben eine Wildfalte erlegt und ein Nest mit Jungen ausgehoben. Seither hat der Fleck den Namen bekommen, und die Wildfalte stand ausge stopft bei meinen Eltern im Brunkzimmer auf der Kommode!“

Eine Wehmut zitterte bei der Erzählung in ihrer Stimme, als sehne sie sich nach der Stube mit der almodischen Kommode, darauf die ausgestopfte



Louise C. Breslau, Bürich-Paris.

„Beschaulichkeit“ (La vie pensive).  
Original im Museum von Lausanne.

Wildkäze ein entschwundenes Leben vortäuschte. Ihr Mann blickte zu ihr hin, aufgestört aus den Gedanken, die schwer in seinem Gehirn und breitspurig wie ungebetene Gäste saßen, die auf ihrem Recht beharrten, sich nach ihrem Geschmack niederzulassen.

Dahinein war ihm der wehmütige Ton seines Weibes gefahren, als sie von dem Räzenwiesli erzählte. Er senkte die Lider über seine Augen. Diese Frau hatte er herausgehoben aus der klaren Einfachheit ihres Mädchenlebens und ihr mit seinem Namen und seinem Verdienst Glanz und Ehren und die Freude am Luxus gegeben. Er war schuldig geworden, vor sich selbst, durch einen Zufall, durch eine Kleinigkeit. Das würde sich auch nicht ändern, wenn er morgen in die Lage kam, dem Giovanni sein Geld zurückzugeben... Es stieg ihm wild in die Schläfen, pochte gegen seine Gehirnhälfte, bis es unter seinen Haarwurzeln zu klopfen und zu dröhnen begann, als schlügen Glockenschwengel gegen ein metallenes Gehäuse. Da kamen sie wieder, all die Befürchtungen, alle die Angste, alle die Qualen, die er ausstand, seit er das Geld des Giovanni benutzt hatte, um einen Wechsel zu bezahlen. „Ich wäre ruiniert gewesen, hätte ich anders gehandelt“, verteidigte er sich. „Ich werde morgen die Summe aufstreben können, und alles ist in Ordnung!“ Von innen heraus tönte es ihm in die Ohren: „So bin ich auch ruiniert, vor mir selber!“

„Wahrheit soll das Haus heißen!“ rief Virginia. „Herr Burger, wir wollen dieses Haus, das nichts vortäuschen soll, was es nicht wirklich ist, Wahrheit nennen!“ Sie stellte sich vor Herrn Burger hin und sah ihm fest und fröhlich in die Augen.

Der Architekt vermochte nur mit Mühe einen Seufzer zu unterdrücken. „Hätte ich so eine vor zwanzig Jahren gefunden!“ dachte er. „Wäre ich so einer begegnet, ich hätte mein Talent nicht verzetteln müssen in Fronarbeit für das tägliche Leben! Ich hätte mein Gewissen, meinen Geschmack nicht verkaufen müssen. Sie wäre bescheiden gewesen in ihren Ansprüchen und hätte mir geholfen, aus mir herauszuschaffen, was in mir liegt und nun wie ein abgestandenes Bäumlein mich mit Trauer anfüllt um ein verlorenes Gut. So einer hätte ich begegnen sollen! Statt dessen lief mir die Annie in die Hände und bezauberte mich und machte mich schwach und nachgiebig, bis ich an nichts anderes mehr dachte als an das Herbeischaffen von Geld und mich an den Willen meiner Auftraggeber verkaufte!“ Er ballte seine Finger zur Faust.

„Wahrheit!“ fing Antonio Vanni den Namen auf. „Fräulein Virginia, ich will Ihnen den Hausnamen in Marmor eingraben und mit einem Zweig des Orangenbaumes schmücken, der Blätter, Blüten und Früchte zur selben Zeit am gleichen Holze trägt!“

„Das ist fremdländisch,“ antwortete sie. „In meiner Heimat hat alles seine Zeit; im Frühling ist Blütezeit, und im Herbst reifen die Früchte.“

Antonio lachte über den Eifer des Mädchens, mit dem sie in die Idee der Männer eingedrungen war, ein Haus zu errichten, daran alles heimatisch und

echt war. „Vielleicht ist ihre Begeisterung nur Trotz gegen mich, der ich nicht eingetrimmt habe in das Lob ihrer Stadt,“ sagte er sich. Es wollte ihm nicht in den Sinn, daß Virginia etwas denken, etwas wünschen konnte, darauf er keinen Einfluß hatte.

„Fräulein,“ drohte er mit erhobenem Zeigefinger, „ohne Italien ist es fast in Ihrem Hause. Ohne Italien ist es unfroh bei Ihnen. Wir bringen die Glut, den Himmel, Farbe und Sonne!“

Virginia wußte nicht, was sie darauf antworten sollte.

„Meister Vanni,“ erwiderte Burger statt ihrer. „Ich baue einen Ausguck in das Haus, dorthin, wo man nach den Alpen sieht... Hinter den Alpen liegt Italien, und es ist der gleiche Himmel, der auf dem Meere ruht wie unserer, der auf die Täler sich senft.“

Antonio errötete und trat auf die Seite, zurück von den andern, die auf dem Räzenwiesli standen, und schritt unter die Bäume. Sie wußten nicht, warum Antonio Vanni sich plötzlich von ihnen zurückzog, ob eine Laune ihn plagte oder ein Hang nach Einsamkeit ihn forttrieb. Frau Arnold betrachtete ihn, wie er mit weichen runden Bewegungen unter den Bäumen wandelte, ein Hindernis überwand oder eine abschüssige Stelle hinabglitt.

Arnold reichte Frau Burger den Arm und half ihr über die Unebenheiten des Räzenwiesli hinweg. In ihm war ein dunkler Trieb zur Abwehr aufgeschossen gegen Antonio Vanni, der aus einem andern Lande kam, seine Sprache mit einem fremden Ton in der Kehle zu meistern versuchte und das Zusammengehörigkeitsgefühl störte, durch eine Art, die von der eigenen verschieden war.

Burger bemerkte, was in Arnold vorging, und es lächerte ihn, daß der Freund anfing, in seinem Innern so bürgerlich enge Grenzen aufzustellen, und jenen ungern sah, weil er aus einem andern Lande kam und eine fremde Zunge hatte. „Arnold,“ neckte er ihn, „spukt bei dir die Wildkäze vom Räzenwiesli?“

Der Angeredete wurde rot. Es fiel ihm ein, warum ihm Antonio Vanni mit einem Mal widerwärtig vorgekommen war. Er kam aus dem gleichen Lande und redete die gleiche Sprache wie der Giovanni, an den er nicht erinnert sein möchte, den er vergessen wollte, bis er die Angelegenheit mit ihm regeln konnte. „Menschenart ist feige,“ entfuhr es ihm bei dieser Erkenntnis. „Ich habe es soeben empfunden...“ Er sprach das aus seinen Gedanken heraus, die er sich über sich selbst mache.

Burger verstand ihn nicht. Das Wesen des Freundes kam ihm absonderlich vor. „Er wird sich darüber aussprechen,“ dachte er und hörte auf, an ihm herumzustochern.

Sie stiegen auf zu einer höhern Lage und konnten über den Wald hinaussehen, hinab zu dem Stücklein See, das tief unter ihnen von Schiffen und Booten durchfurcht wurde. Sie sahen in der Ferne die hohen Berge mit den weißen Gipfeln und darüber den Himmel, der blau und ohne Wolken war, klar wie das Seewasser. Durch das See-



August Boesch (1857–1911).

«Die klugen Jungfrauen». Modell zum Relief in der Kreuzkirche in Zürich (1904).

wasser schnitten, die Fahrzeuge und bewegten die Flut und regten die Wellen zum Tanzen an. In die Ferne hatten sich die Schneegipfel eingezzeichnet, die dunklen Felsen und der im Strahl der Sonne blinkende Granit der Zacken und Felsen spitzen. Die standen starr und unveränderlich. Wie sie sich vor Jahrtausenden in die Luft eingezeichnet hatten, so stand das Bild noch heute, scharf umgrenzt vor dem Auge der Schauenden.

Aus diesem Doppelblick auf das bewegliche Spiel des Lebens, das die Wasser krauste, auffächumen machte und Kreis um Kreis in sie hineinzog und auf jene Berge, die fern in feierlicher Marmor ruhe zum Himmel aufwuchsen, kam dem Doktor Arnold ein Gefühl von Frost in seine unruhige Seele. In dem Herzen der Frau Burger wurden für einen Augenblick die Wünsche still, die aus den Nichtigkeiten ihres eiteln Verstandes auffschossen.

„Haus Wahrheit wird gebaut,“ rief Burger, „auch ohne daß dein Vermögen oder dein Kredit von mir beansprucht wird, Freund Arnold!“ Er stieg bis zum höchsten Punkt des Räbenwiesli hinauf und hielt noch einmal Umschau. „Es verlohnt sich, für das Räbenwiesli etwas aufzuwenden, etwas, das außerhalb der Alltagsberechnung und der Alltagsvernunft liegt: etwas Herz und Seele!“

Er streckte Arnold, der ein wenig tiefer stand, die Hand hin.

„Schlag' ein,“ sagte er, „und Sie auch, schlagen Sie ein, Frau Arnold, und Sie, Fräulein Virginia, der das Haus Wahrheit gehören wird!“

Therese zupfte ihren Vater am Rocke. „Wenn du mir ein Haus baust, Vater, so stelle es nicht in die Einsamkeit!“ Sie war erschrocken über die Begeisterung, die von den Arnolds und ihrem Vater für das Räbenwiesli empfunden wurde. Ihr gefiel es nicht mehr als ein anderes wildes Stück Land, darauf nichts wuchs, was des Pflückens wert war, keine

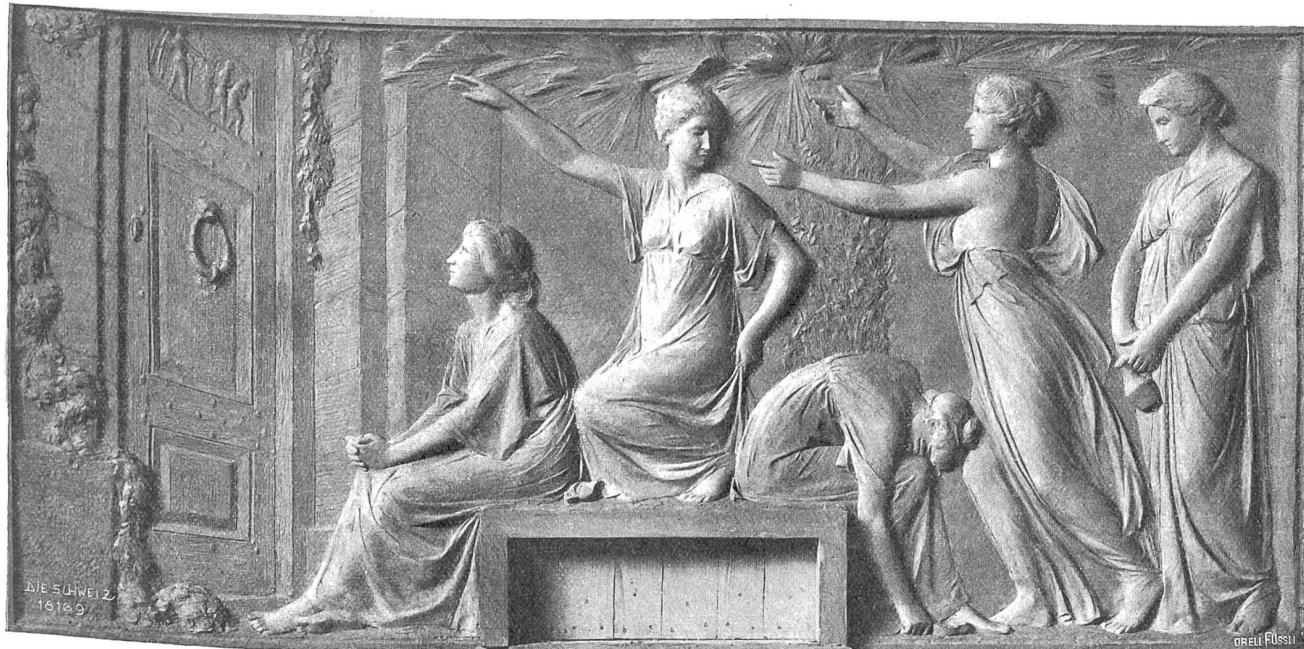
Gartenblume. Von dem Räbenwiesli hatte man keine Aussicht auf eine belebte Straße, auf das kurzweilige Getriebe der Menschen. Hier oben hatte man die Tannen vor Augen, die Berge und die Schneegipfel. Die sah man wohl an, des Abends, wenn sie sanft gerötet waren, oder am Mittag, wenn sie in der Sonne glühten. Zu Nachbarn wollte sie die stummen Berge nicht haben.

„Vater, diese Mode mache ich nicht mit!“ sagte sie energisch. „Auch nicht, wenn sie direkt aus Paris käme!“

Lachend zog die Gesellschaft das Räbenwiesli hinunter, zurück zu der Tramstation.

Frau Burger nahm ihre Tochter am Arm. „Paris, Therese!“ sagte sie. Das Wort Paris hatte sie elektrisiert. Das löste ihr Vorstellungen aus von Schneiderateliers und Kaufläden, von Moden und Gewändern, darunter sich die Jahre verborgen ließen, sodaß eine ältere Frau aussah wie eine, die in der Jugendblüte prangte und geliebt und begehrt wurde.

Frau Burger spottete über ihren Mann, über seine Begeisterung für die Wahrheit. „Es ist reizvoll, jung zu scheinen, auch wenn man es nicht mehr ist,“ flüsterte sie ihm zu. Sie wartete seine Antwort nicht ab, tanzte den Berg hinunter und hob vorsichtig, wie eine Bachstelze, ihre Füße von Stein zu Stein. „Leben,“ hauchte sie. „Leben,“ sprach sie laut, als reizte sie ein heißes Verlangen aus ihrem Gleichmut. „Leben,“ wiederholte sie inbrünstig, als bate sie um die leuchtende, lockende Frucht, die wie ein buntes Kinderbällchen am Gummifaden vor ihren Augen tanzte, bis an ihre Lippen kam und wieder hoch hinauf schnellend in tausend Farben glitzerte. Alles war hell und rund daran und duftete appetitlich wie die verbotene Frucht im Paradiese. „Leben!“ Sie trällerte leichtfertig die ersten Takte von Weißlings Hymne auf das Leben und



August Bösch (1857–1911).

«Die törichten Jungfrauen». Modell zum Relief in der Kreuzkirche in Zürich (1904).

atmete sehnfütig die Luft ein, die herb und vorherbstlich war und auf dem Wege durch ihre Nase schwül in ihre Lungen kam. „Ei, da ist das Bällchen wieder, fast den Lippen nahe!“ Sie vergaß, den Mund aufzumachen und es mit den Zähnen festzuhalten. „Immer kommen die guten Gedanken, wenn es zu spät ist,“ dachte sie. Das Bällchen war sogleich wieder wie an einer Bexierschnur hochgeschnebelt, das glitzernde Bällchen Leben und Lebendsgenuß...

Sie gelangten auf die breite Straße, die nach der Stadt führt. Ein Automobil glitt an ihnen vorbei, und ehe Frau Burger sich recht besonnen hatte, war es schon um die Bergkante verschwunden.

„Der Millionengrundbäcker,“ sagte der Architekt. „Er führt seinen Namen mit Recht; durch seinen Handel mit gebackener Erde sind ihm seine Millionen zugeflogen!“

„Wir brauchen sein Material nicht,“ sprach Virginie. „Unser Lieferant ist der Fels!“

„Grundbäcker,“ flüsterte Frau Burger zärtlich. „Therese, schau, wie sitzt mein Hut? Ist der Schleier gut geschlungen?“

„Ja, Mama, es ist alles in Ordnung. Du hast ihn dir heute im Geschäft, als du den Hut probierst, schlingen lassen und das Fräulein dabei fast zur Verzweiflung gebracht.“

„Die Gans wollte mich nicht begreifen,“ sagte Frau Burger. „Aber ich habe ihr den Chic beigebracht, den wird sie sobald nicht vergessen!“

Vor ihnen lagen die Tramschienen; in der Luft waren die Drahtnetze ausgespannt, daraus die Wagen Kraft zum Rollen entnahmen, um nach Nord und Süd, nach Ost und West und hinein in das Stadttinnere zu sausen.

Die Burgers fuhren hinab an den See, in dem das Abendrot in sanftem Leuchten flutete. Der Advokat ging mit den Seinen in die Straße mit den hohen Häusermauern.

(Fortsetzung folgt).

## Mina Benders Irrtum.

Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

### I.

Leben. Zwei Mädchen beugten die jungen Schultern über die klappernden Maschinen und schoben den eilfertig zugreifenden Nadeln immer neue Stoffmassen entgegen. Eine andere trennte an den spröden Nähten eines Wintermantels. In der Nähe des Fensters, an dem großen kistenartigen Tische aber stand die Meisterin und schnitt zu.

Mina Bender war eine schmächtige Person, und das dunkle, an einigen Stellen vom vielen Tragen glänzende Kleid ließ ihre Gestalt noch schmäler erscheinen. Die braunen feinen Haare flirrten an den Schläfen in leicht ergraute Löckchen hervor und schmiegen

Die Ottobersonne zerteilte das Dünktgewölfe des Spätnachmittags und legte sich spielerisch auf das Schild am Fenster eines hochgiebeligen Hauses in der steil ansteigenden Glücksgasse, sodaz die Inschrift auf dem Schild weithin sichtbar wurde: „Mina Bender-Tenner, Damenschneiderin“. Eilig, als habe sie heute noch viel zu tun, huschte die Sonne alsdann in das Zimmer, wirbelte mit den Staubatomen und lauschte rasch in jeden Winkel.

In dem mittelgroßen Raum, dessen schön und kunstvoll getäferte Wände und Decken von vergangenen Patrizierzeiten erzählten, herrschte ein emsiges